

Die Geschichte vom vegetarischen Gewehr

Oder: warum die Wüste wieder geöffnet ist

Eine Gutfühlgeschichte in fünf Schüssen

© 2010 Timmo Strohm

Vorbemerkung

„Präzision“ ist ein cooles Wort für Genauigkeit.

Erster Schuss, der so bissl danebengeht

Ich kann nicht alles erzählen, tut mir leid. Ich hab selber nie erfahren, warum das Gewehr ein Eigenleben hatte, und ich habe keine Lust, mir einen Grund auszudenken – ich müsste ja lügen, nicht wahr. Tatsache ist, das Gewehr WAR Vegetarier, oder Vegetarierin, wie Ihr wollt – es ist bei Gewehren einfach unklar, ob man sie mit „Herr Gewehr“ oder „Frau Gewehr“ anredet, irgendwie wären beide Anreden gerechtfertigt. Vegetarier essen kein Fleisch, keine Wurst und mögen keine Tiere verletzen. Und vegetarisch zu sein, ist auch für Gewehre nicht einfach, ich meine, zum Beispiel hat man eine Menge Probleme, wenn man seinen Abzug mit Sonnenblumenöl schmieren muss – das gammelt nämlich recht schnell, und man muss oft duschen. Auch haben längst nicht alle Restaurants vegetarisches Essen im Angebot, selbst die, die Gewehre bedienen, und nicht jeder mag dauernd nur Nudeln essen, in denen auch oft Eier drin sind. Und Eier-Nudeln mochte das Gewehr nicht, und die kleinen Hühner, denen die Eier weggenommen wurden, taten ihm leid. Und daraus siehst du vielleicht, dass das Gewehr nicht arg böse war, für ein Gewehr schon gar nicht. Ich selber esse Eier, muss ich zugeben – schließlich können die Hennen ja nicht ALLE ausbrüten.

Wie das Gewehr so besonders zartfühlend wurde, kann ich ebenfalls nicht sagen, aber ich kann zum Beispiel sagen, wie das Gewehr zum Vegetarier wurde. Das war bei seiner ersten Anstellung, als es noch ein junges Gewehr war, ganz frisch vom Büchsenmacher, und dieser erste Job war nun gerade bei einem Jäger.

Und das war ausgerechnet einer jener bescheuerten Innenstadtförster, die einmal alle halben Jahre mit fiesen, dicken, korrupten Idioten losziehen, um Schnaps aus teuren Fläschchen zu trinken und dabei vom Hochsitz herab auf Staatskosten gezüchtete Hirsche abzuballern.

Nichts gegen gute Jäger und richtige Förster. Die verstehn was von Naturschutz und, übrigens, auch oft etwas von Gewehren.

Wo war ich?

Ach ja. Die ganze Situation war also schon unangenehm, der Benutzer des Gewehrs war ein Idiot, zielte mühsam und unbegabt auf einen viel zu jungen Hirsch und das Gewehr tat, was ein gutes Gewehr in der Hand eines Trottels eben tut – es vermässelt den Schuss.

Und der Schuss ging daneben.

Wie Gewehre das machen, ist noch weitgehend unerforscht, aber zwischen jedem Werkzeug und dem, der es benutzt, muss eine gewisse Harmonie herrschen, was Dir auch jeder Hammer und jede Axt bestätigen wird, wenn du sie mal fragst – aber frag vorsichtig bitte, ein Hammer ist leicht beleidigt.

Jedenfalls – ich verquatsche mich dauernd – ging der Schuss los, der Schuss ging daneben, und er erwischte

ein Reh.

Dieses Reh hatte im Schatten hinter dem Hirsch gestanden. Das Gewehr sah erst im letzten Moment, was los war, und die Kugel hatte den Lauf gerade eben für einen winzigen Bruchteil eines winzigen Bruchteils einer ganz ganz kurzen Sekunde verlassen – und da kann auch das beste Gewehr nichts mehr machen.

Unser Gewehr versuchte es trotzdem. In seinem Schreck reckte es den Lauf, streckte seinen Kolben, der aus wundervoll glattem Walnussholz gemacht war, so sehr das möglich war, versuchte noch, sich mit dem Riemen von der Schulter des Jägers abzustoßen – aber das Walnussholz war zu gut abgelagert, um sich zu verziehen, der Lauf war aus gar zu gutem Stahl, und es reichte einfach nicht mehr, um der Kugel auch nur noch den winzigsten Schubser mitzugeben, der vielleicht ausgereicht hätte, um die Katastrophe zu vermeiden –

und das Reh wurde verletzt. Der Blick des Gewehrs war, noch schneller als die Kugel, beim Reh angekommen und hatte in einem sanften schwarzen Auge

etwas ganz ungeheuer Trauriges gesehen. Und in diesem Moment beschloss das Gewehr, nie mehr wen zu verletzen und außerdem Vegetarier zu werden.

Der Ruck, den das Gewehr machte, hatte aber einen anderen Effekt. Es rutschte dem Jäger (dicker, schweißiger Kerl) aus seiner glitschigen, plumpen Hand, und im Fallen drehte sich das Gewehr schön senkrecht, zielte (Gewehre können das gut), und es fiel dem blöden Kerl mit Wucht genau auf die Stelle im Stiefel, an der sich, wie das Gewehr sehr genau wusste, dieses schrecklich empfindliche

Hühnerauge

befand.

Gewehre lieben Präzision.

Die Einzelheiten zu erzählen, ist eigentlich unnötig. Du kannst dir das Geschrei sicher vorstellen, das Geschimpfe, die üblichen Ausreden des Jägers (alles die Schuld des Gewehres), das Theater, als man das Reh nicht mehr finden konnte, das übrigens später

an dem Abend hatte ein wichtiges Telefonat ihn abgelenkt, und er hatte das Gewehr nicht weggeschlossen. Manchmal sind ältere Herren etwas tütelig.

Das Gewehr lag also rum. Und als es den Einbrecher sah, drehte es sich sehr geschickt nur ganz leicht zum Fenster hin, zu dem gerade helles Mondlicht hereinflutete, und auf einer Silberverzierung seines Schaftes ließ es das silbrige Mondlicht ganz unheimlich verführerisch und sehnsuchtmachend blinken, und zwar genau im richtigen Winkel.

Und so blitzte, genau so, dass er es gerade noch sehen konnte, aus einem unbeachteten Teil des Zimmers plötzlich etwas Glitzeriges zu dem Einbrecher hin. Und er kam sofort. Einbrecher sind so. Der Einbrecher näherte sich leise, leise dem Gewehr, streckte seine Diebeshand nach ihm aus – ein wohliger Schauer der Aufregung überlief das Gewehr – und schon lag es wieder mal in einer Menschenhand.

Unser Einbrecher war, leider, ein ziemlich unerfahrener und junger Kerl. Mit dem Gewehr in der Hand durchstreifte er das Haus auf der Suche nach Geld, brach ein paar Schubladen auf, unter anderem die Schubladen eines besonders schweren, in die Wand eingelassenen, eisenbeschlagenen Schrankes, und wäre er etwas schlauer gewesen, hätte er gewusst, dass in einem so auffälligen großen Schrank niemals etwas Wertvolles sein kann (das Wertvolle war hinter einem ganz ganz unauffälligen, billig aussehenden Wandkalender versteckt, aber das erfuhr der Einbrecher nie).

Drei Stunden Arbeit kostete es den Einbrecher, den großen Schrank aufzubrechen, er brauchte sein ganzes Einbrecherwerkzeug dazu und er lernte durch diese praktische Arbeit viel für sein Einbrecherhandwerk. Leider musste er bald darauf seinen Beruf ändern, so dass die Übung sich nicht auszahlte, aber vor allem wartete eine bittere Enttäuschung auf ihn.

Der wunderbare, verlockende, unheimlich gut gesicherte Schrank enthielt überhaupt kein Geld. Wertsachen auch nicht. Keinen Schmuck. Und auch keine Geheimnisse.

Er enthielt

Munition.

Der Einbrecher nahm alles mit (da siehst du mal, wie unerfahren er war). Munition ist nämlich unter erfahrenen Dieben nicht arg begehrt, sie lässt sich nur schwer zu Geld machen, und die Polizei und der Bundesgrenzschutz und die Presse und überhaupt jeder sind unheimlich hinter gestohlener Munition her, weil sie so gefährlich ist, und bei Munition wird noch viel genauer hingeschaut als bei gestohlenen Juwelen, die die Leute an sich schon ziemlich wichtig finden. Schwer ist sie außerdem.

Der Einbrecher packte alles ein, seine Werkzeuge, mehrere Blechkisten, etliche Schachteln, einen Haufen Dosen, und noch einiges andere, von dem er selbst nicht so genau wusste, wozu es eigentlich gut war.

Und er verdrückte sich, schwitzend und schnaufend, und mit dem unsicheren Gefühl im Bauch, dass dieser Abend harter Arbeit sich irgendwie nicht so richtig gelohnt hatte.

Die nächsten Wochen verbrachte das Gewehr völlig unvorsichtig aufbewahrt in einer schwarzen Leinenhülle, was ihm nicht gut gefiel. Der Einbrecher gefiel ihm auch nicht, aber der war wenigstens die meiste Zeit weg, weil er alle seine kriminellen Kollegen fragen musste, wo man wohl Munition verkaufen konnte. Da bekam er aber nur mitleidige Blicke. „Munition haste geklaut? Idiot.“ So oder ähnlich äußerten sich alle Kollegen, die er fragte, und ein paar Hehler, die er bat, die Munition für ihn weiter zu verkaufen und ihm einen Teil des Verkaufspreises abzugeben, die sagten gar nichts, sondern warfen ihn bloß hinaus.

Hehler sind Leute, die Diebesgut verkaufen, aber die sind sehr vorsichtige und ängstliche Menschen, und Munition ist für sie nicht sehr praktisch. Gierig und geizig sind sie außerdem.

Der Einbrecher hatte also immer noch kein Geld – du erinnerst dich, deswegen war er ursprünglich in das Haus gekommen, in dem das Gewehr gewohnt hatte. Und jetzt brauchte er dringend welches, Geld, meine ich. Und so kam es, dass – gerade, als es dem Gewehr in seiner Leinenhülle so richtig langweilig zu werden begann – der Einbrecher eine ganz unheimlich dumme Idee hatte. Er hatte die Idee, einen BANKRAUB zu begehen.

Dazu muss man wissen, dass ein Bankraub nur noch im Kino was mit einer Riesenmenge Geld zu tun hat. Falls du Geld auf der Bank hast, im echten Leben, meine ich, dann wird das meistens von einem Roboter bewacht, und der ist auch nicht eine Blechpuppe wie manchmal im Kino, sondern, um mal wieder von einem Schrank zu erzählen, einfach eine Riesenstahlkiste, die programmiert ist, sich nur zu bestimmten Zeiten zu öffnen. Die Bankangestellten können gar nichts machen, sie haben nur ein bisschen Geld für

alltägliche Auszahlungen, größere müssen beim Roboter beantragt werden. Will sagen, bei der Stahlkiste.

Und das geht nur mit Voranmeldung. Ohne Voranmeldung kein Geld, das ist alles, was der Roboter weiß, und für alles andere ist er zu dumm.

Kannst du dir einen Bankraub mit Voranmeldung vorstellen?

Siehst du, ich auch nicht. Schließlich sind die ja nicht dumm auf der Bank, und sie würden an dem Tag, an dem der Räuber kommen will, einfach nicht aufmachen und auch selber wegbleiben.

Ein NICHT angemeldeter Bankraub, und das sind die meisten, bringt also nicht arg viel Geld ein, eben weil da nur ungefähr soviel drin ist wie in den Kassen eines beliebigen anderen Geschäftes. Will sagen, die Sache lohnt sich nicht, und nur echte Dummbbeutel rennen heut noch in eine Bank und schreien „Hände hoch“, bloß um fünf Minuten später mit ein paar Tausendern aus der Bank und fünf Jahre später ohne die Tausender aus dem Gefängnis rauszukommen. Denn, Bankräuber werden meist sofort geschnappt.

Man muss eben so richtig dumm und unerfahren sein für einen Bankraub.

Und das war genau der Fall unseres Einbrechers. Unheimlich unerfahren war der, und so rannte er an einem Donnerstagmorgen um 11:23 Uhr in die Filiale der Labskaus AG – so hieß die Bank – und schrie, was man in einem solchen Fall halt schreit, und er hoffte, Millionen zu kriegen.

Rate mal, was er in der Hand hielt. Klar, es war unser Gewehr, und er hatte es mit der geklauten Munition geladen; so was ist gefährlich. Besonders in der Hand eines Unerfahrenen.

Das Durcheinander ist immer das gleiche bei solchen Gelegenheiten. Jeder kriegt einen Schreck, manchen fallen die Handys aus der Hand, anderen die Kulis vom Ohr, einige legen sich auf den Boden, andere strecken die Hände hoch. Manche, die ganz verwirrt sind, tun beides.

Und der Einbrecher fuchtelte mit dem Gewehr, stieg umständlich über die Leute, die sich auf den Boden gelegt hatten, weg (er hatte eigentlich „Hände hoch!!“ gebrüllt, aber wie gesagt, es war halt ein Durcheinander). Und er arbeitete sich zum Schalter vor, und er

schrie: „Geld her!“, als er dort angekommen war, und der Bankangestellte gab ihm mit sehr verspanntem Gesichtsausdruck und ziemlich langsam das ganze Geld.

Das waren genau siebzehn Münzen und zwanzig Scheine, und es war insgesamt etwa soviel, wie unser Einbrecher-Bankräuber mal für sein Einbrecherwerkzeug bezahlt hatte. Dem Einbrecher-Bankräuber fiel das Gesicht runter. Also nicht richtig, sondern er schaute ziemlich dumm.

Der Bankangestellte verstand, dass dieser Bankräuber mehr Geld erwartet hatte, und bekam einen Schrecken. Bewaffnete Leute will niemand ärgern, schon gar nicht, wenn sie sowieso schon so aufgereggt und enttäuscht aussehen, und der Angestellte erklärte: „Mehr ist nicht da, lieber Herr, wir hatten heute schon viele Abhebungen.“

Der Bankräuber-Einbrecher erstarrte. Er sah auf das wenige Geld in seiner Hand (so wenig war es gar nicht, er hatte nur eben mehr erwartet), er hatte noch immer die Enttäuschung mit dem Waffenschrank in sich drin, das hier war endgültig zuviel, er wurde weiß vor Wut, er warf das Geld auf den Boden, und er begann zu zittern.

Und nun spürte das Gewehr, dass die Hand, die es hielt, sich verkrampfte und zu schwitzen begann. Und es spürte, wie der Lauf angehoben wurde, und plötzlich sah das Gewehr, dass der Einbrecher mit ihm angelegt hatte. Und die Mündung seines Laufes zielte ganz genau auf das Herz des Bankangestellten.

Der Einbrecher war am Durchdrehen. Vor lauter Aufregung und Geldgier und Enttäuschung war er am Durchdrehen, und er war dabei, den Bankangestellten zu erschießen, obwohl davon auch nicht mehr Geld dagewesen wäre.

Und das Gewehr sah in das Gesicht des Angestellten, das ängstlich verzerrt war, und es erinnerte sich

an das Reh.

Natürlich hatte es auch Angst um den Bankangestellten, aber zuerst fiel ihm dieses arme, schöne Tier wieder ein, und es erinnerte sich, wie das Reh verletzt worden war, weil das Gewehr nicht recht hingeschaut hatte, und das war ihm so peinlich vor sich selber, und es schämte sich noch schlimmer bei der Vorstellung, vielleicht wieder wen zu verletzen, und vor lauter Scham und Verlegenheit wurde ihm heiß heiß so heiiiiiißßßßßß

„UuÄÄÄoh! Au wei!“ schrie der Bankräuber und ließ das Gewehr fallen. Der Lauf war schlagartig glühend rot geworden.

Du wirst dir auch jetzt wieder das Weitere denken können. Die Polizei war sowieso schon informiert, viele Angestellte der Bank hatten geschickt versteckte Alarmknöpfe gedrückt, die Sirenen heulten, Leute heulten, der Bankangestellte versteckte sich unterm Tisch (hätte ich auch gemacht), und der Einbrecher-Bankräuber schaute erst entsetzt auf seine verbrannten Hände, dann wild um sich, und er rannte davon.

Seltsam, das klappt meistens nicht mit dem Davonrennen. Egal vor was man davonrennt, Hausaufgaben, Schulden, meist holt es einen irgendwann ein, aber hier und heute, an diesem Tag, hatte unser Einbrecher-Bankräuber-Vollidiot (dochdoch, man muss ihn schon so nennen) ganz ungeheuer riesiges Glück, enormen Dusel geradezu, und er kam echt weg. Will sagen, seine Flucht gelang. Das hier ist nicht seine Geschichte, aber ich kann noch schnell erzählen, dass seine Wohnung abgesperrt war, als er nach Hause kam, weil er die Miete monatelang nicht bezahlt hatte, und er musste weit fortgehen und ein ganz anderes Leben anfangen, und das war ein Glück. Denn für das Leben als Ganove war er eindeutig zu ungeschickt. Und sein neues Leben begann er als Eismann in meiner unmittelbaren Nachbarschaft, und er hat das beste Walnusseis, das ich je gegessen habe, und er stellt es selber her, und er hat seither NIE wieder wem was Böses getan, und ob Du´s glaubst oder nicht, den ersten Teil dieser Geschichte hat er selber mir erzählt, als wir mal beide gleichzeitig Liebeskummer hatten. Den Rest der Story hab ich durch unheimlich gewitzte Detektivarbeit selber rausgekriegt, aber das nur am Rande.

Denn an jenem Tag, als der Einbrecher-Bankräuber-Vollidiot-Eismann das Gewehr verließ, da lag es, rotglühend vor Scham, auf dem kühlen Marmorboden der Labskaus Bank, direkt vorm Auszahlungsschalter, und überall drumrum rannten und schrieten und fuchtelten Menschen, und die Sirenen und die Kinder und überhaupt jeder machte Krach, so sehr er konnte, vor Angst oder Wut oder Erleichterung oder wegen allem zusammen.

Aber unser Gewehr hatte es schwerer als alle die Menschen an diesem Tag. Denn es hatte nun endgültig verstanden, dass es etwas Böses war. Das Gewehr selber, meine ich. Es begriff, dass es zu nichts gut war, als dazu, zu verletzen, tot zu machen, und Bankangestellte oder Hirsche mitten ins Herz zu treffen, so dass sie verschwinden mussten und weg und tot und vergangen waren und nie wiederkommen konnten und ihre Freunde und Kinder und Verwandten und Eltern und Kollegen und überhaupt jeder, der sie mochte, für lange Zeit schlimm traurig sein musste.

Und das Gewehr weinte bittere Schmierfett-Tränen und aus seinem Gewehrkolben kam ein feines, hohes Wimmern, und das ist bei Gewehren so, wie wenn Menschen vor lauter Elend und Verzweiflung laut schreien.

Und nun geschah etwas, was ein bisschen komisch oder, genauer gesagt, merkwürdig war. Das Gewehr

stand auf.

Das können Gewehre eigentlich absolut nicht, oder zumindest haben wir nur ganz wenige Berichte darüber, und es war auch nichts Wildes oder Wütendes in seiner Art, aufzustehen. Nein, das Gewehr entwickelte einfach eine Fähigkeit, die niemand in ihm vermutet und die niemand ihm zugetraut hätte, und es war selber ganz schön überrascht davon.

Du – um jetzt mal von jemand zu reden, der noch viel wichtiger ist als jedes Gewehr auf der Welt – Du kannst, zum Beispiel, auch so was. Ich meine, klar kannst du aufstehen und das tust du bestimmt manchmal. Aber worauf ich hinauswill, das ist, dass du auch etwas kannst, was niemand in dir vermutet und was dir keiner zugetraut hätte. Jetzt vielleicht noch nicht, weil du noch jung bist, ungefähr so, als kämst du gerade frisch vom Büchsenmacher. Aber du wirst, da bin ich mir ganz sicher, auch Fähigkeiten und Talente zeigen, die dich dann vielleicht sogar selber überraschen, du wirst Sachen tun, die besonders und vielleicht sogar schön und gut sind. Wart nur ab.

Und das wird dann deine Geschichte sein, und vielleicht schreibt sie dann auch jemand, so wie jetzt die vom Gewehr, das nämlich – immer noch schamrot, das arme – zur Tür ging, in einem nicht sehr eleganten Hoppelgang, und in all dem Gewusel merkte niemand, dass es die Drehtür aufstieß, und

verschwand.

Dritter Schuss, in dem die Wüste geschlossen wird

Was nun folgte, war eine lange, einsame und sehr bedröppelte Wanderung. Das Gewehr schlich durchs Land, es hielt sich immer im Schatten, es ging nur Nachts, und wenn es für wenig Geld in einem vegetarischen Restaurant etwas aß (meistens Hülsenfrüchte, alle

Gewehre lieben Hülsenfrüchte, weiß auch nicht warum), dann wählte es meistens einen ganz unauffälligen Tisch ziemlich hinten im Eck, wo niemand es bemerken konnte.

Und das ist der Grund, weshalb allein reisende Gewehre häufig unbemerkt bleiben, oder kennst du vielleicht wen, der schon mal eines allein herumlaufen gesehen hat?

Übrigens, wenn du jetzt fragst, woher das Gewehr das Geld hatte, um essen zu gehen, muss ich ein Geständnis machen. Das Gewehr hatte das Geld mitgenommen, das der Einbrecher auf den Boden geschmissen hatte. Und falls jemand von der Bank mitliest, ich bitte Sie herzlich um Verständnis, liebe Dame oder lieber Herr, das Gewehr wusste noch nicht viel von mein und dein und auch nichts von Banken, Gewehre sind in dieser Hinsicht ganz grässlich ungebildet. Immerhin wusste es ja schon, dass es Unrecht und dumm ist, jemand zu verletzen, und das ist für ein Gewehr schon eine großartige Sache, nicht wahr? Und ich kann ja auch nichts dafür, für die Sache mit dem geklauten Geld, meine ich.

Das Gewehr, jedenfalls, reiste heimlich, bescheiden und verstohlen durch die Welt, es fuhr ein paarmal mit dem Zug, ohne Fahrkarte, leider (Entschuldigung an die Damen und Herren von der Bahn), wobei es sich erstaunlich raffiniert als vergessener Regenschirm verkleidete. Und die ganze Zeit über schämte es sich fast zu Tode, ein Gewehr zu sein.

In den ersten Tagen probierte es aus, was es sonst sein konnte. Es versuchte, als Ruder zu arbeiten, aber die anderen Ruder erklärten ihm, dass es viel zu schwer für ein gutes Ruder war. Es legte sich an einen viel begangenen Wanderweg, weil es hoffte, jemand würde es als Wanderstock gebrauchen. Da kam zuerst eine Familie vorbei, und die Mutter schrie ihre Kinder an, „dieses DING“ ja nicht anzufassen und wegzubleiben, und das machte das Gewehr noch trauriger. Und dann kam eine Nonne vorbei, und die brachte es sofort aufs nächste Fundbüro, und den ganzen Weg hindurch murmelte sie, wie schwer „dieses Teufelszeug“ sei, und sie kam nicht mal auf die Idee, es als Wanderstock zu gebrauchen, und das machte das Gewehr noch betrübter. Und im Fundbüro bekam es eine Nummer (die 2311) und landete in einem völlig ungesicherten Büroschrank voller Staub, und das fand es achtlos und unvorsichtig von den Fundbüroleuten, und es verschwand noch in der ersten Nacht. Die Fundbüroleute hatten deswegen später viel Ärger, weil Fundstücke nicht verschwinden dürfen, und ich entschuldige mich bei Euch Leuten aus dem Fundbüro: es war nicht böse gemeint. Das Gewehr war eben immer noch traurig, und es schämte sich für das, was es war. Und das ist ein Fehler, den jemand anders später noch erklärt.

Und vor lauter Scham reiste es weiter in Gegenden, die immer einsamer und verlassenener und menschenleerer wurden, und je weniger Menschen da waren, desto besser passte

ihm das. Und als es mit dem Zug nicht mehr weiter ging, hopste es in seinem komischen einbeinigen Wackelgang langsam, aber stetig und sehr bekümmert weiter, in die alleröddeste und leerste und verlassenste Gegend, und das war die Wüste. Und als es an die Wüste kam, stellte es ein großes Schild auf, auf dem zu lesen stand:

WÜSTE WEGEN ZU VIEL
SAND GESCHLOSSEN

Und es hoffte, dass nun kein Mensch mehr in diese Wüste kommen würde. Es hoppelte und wackelte viele Meilen in diese große gelbe Leere aus Sand, und wo sie am weitesten und leersten war, legte es sich traurig hin und hoffte, vergessen zu werden.

Bevor alle heulen, ich sags gleich dazu, das ist genau das, was NICHT passierte, das Vergessenwerden, meine ich. Sonst hätte ja diese Geschichte nie geschrieben werden können, klar.

Sieben Jahre lag das Gewehr. Ich weiß auch nicht, warum es immer sieben Jahre sind bei so was. Es hatte seine Regenschirmverkleidung dabei, mit der es sich zugedeckt hatte, und Hitze macht Gewehren nichts aus, und so lag es jahrein, jahraus unter seiner Kunststoffabdeckung, und vor lauter Kummer und Scham, ein Gewehr zu sein, hatte es nicht mal die Kraft, sich zu langweilen.

Sonst wäre ja auch sofort wieder etwas Aufregendes passiert.

Durch Zufall oder Schicksal (nenn es, wie du willst) passierte dann aber doch etwas. Das Gewehr wurde gefunden. Und zwar von einer Heißluftballon-Fahrerin, die landen musste, weil sie Sand als Ballast brauchte. Da sie aus der Luft kam, hatte sie das Schild ja nicht sehen können. Sie landete, stieg aus ihrem Ballon, sagte: „Puh! Soviel Hitze!“ und begann, Sand in Säcke zu schaufeln. Und unser Gewehr spürte – ich weiß nicht, wie und warum – dass diese Sandschauflerin

nett sein musste.

Und das Gewehr drehte sich ganz unmerklich, im genau richtigen Winkel (Gewehre verstehen eine Menge vom richtigen Winkel), so dass das gleißende Licht der Wüstensonne auf dem Plastiküberzug der Regenschirmverkleidung des Gewehres

aufblitzte. Die Heißluftballonfahrerin-Sandschauflerin sah das aus dem Augenwinkel, und sie kam sofort. Heißluftballonfahrerinnen sind so.

Sie näherte sich neugierig und vorsichtig, Und sie zog das Plastik weg, sah das Gewehr, blieb unheimlich lange regungslos in der heißen Wüstensonne stehen (sie holte sich dabei einen Mords-Sonnenbrand, aber das ist nicht wichtig und gehört zum Berufsrisiko) – und dann streckte sie sehr sehr langsam die Hand nach dem Gewehr aus.

Das Gewehr spürte, wie es enorm ACHTSAM in die Hand genommen wurde, und das ist etwas, was Gewehre beinah noch toller finden als Präzision: Achtsamkeit. Das ist Aufmerksamkeit und Vorsicht gleichzeitig.

Und das Gewehr, dessen Gewehrlauf etwa 70 Grad Celsius hatte vom Liegen in der Wüste, spürte, dass ein winziger Tropfen Flüssigkeit auf sein hartes blankes Metall fiel und zischend verdampfte.

Die Ballonfahrerin hatte eine Träne vergossen. Denn sie erkannte, dass sie eines der Gewehre vor sich hatte, die ein ganz bestimmter Büchsenmacher vor vielen Jahren gemacht hatte, und das war ein guter Freund von ihr gewesen, und die Freundschaft war kaputt gegangen, und das hatte ihr sehr zu schaffen gemacht.

Du willst natürlich genauer wissen, wer sie war und was ihr Sternzeichen war und so, und ich kanns zufällig ziemlich genau sagen: sie war die Schützin Schütze, Schütze, aus der Schützenstraße in Pengstetten. Will sagen, sie hieß Schütze, ihr Beruf war Schützin – Kunstschützin, um ganz genau zu sein –, sie war im Sternzeichen Schütze, und sie machte bloß gerade Abenteuerurlaub.

Sie nahm das Gewehr mit ruhiger Hand hoch, blickte prüfend auf Kolben und Lauf, klopfte an den Griff, hielt es kurz und balancierend in der Hand und warf dann mit der Bewegung, mit der Frauen sich den Handtaschenriemen über die Schulter ziehen, also locker und geübt, den Gewehrriemen über die Schulter, sprang in die Gondel ihres Ballons, drehte ein paar Regler, ein Fauchen ertönte, eine Flamme schoss empor und mit lässigem Schwung wuppte die Gondel hoch und der Ballon verschwand mit dieser reglos aussehenden Geschwindigkeit, die alle Ballons haben, ins heiter hohe Blau des Wüstenhimmels.

Mit ihm verschwand ein Gewehr, das ein bisschen aufgereggt und gespannt war, und dessen schlimme, siebenjährige Verzweiflung im selben Maß kleiner wurde wie die ewigen

Wellenberge der Sanddünen in der großen Leere der Wüste. Es dachte, dass irgendwas bevorstand.

Vierter Schuss, in dem erstaunlich viele Schüsse vorkommen

Nun kamen erst mal harte Tage für das Gewehr. Kunstschützen sind kompromisslose Leute, und sie nehmen ihr Handwerkszeug – Flinten, Pistolen und so – sehr ernst. Sie lassen sie nie unbeaufsichtigt rumliegen, sie wickeln sie weder in Leinensäcke noch in Plastik, sie zielen nicht auf Leute damit und vor allem: Sie pflegen ihre Waffen mit geradezu fanatischem Eifer.

Frau Schütze (sie hieß mit vollem Namen Sagittaria Arkebusia Musketa Schütze) nahm das Gewehr zunächst vorsichtig auseinander. Das fühlt sich für Gewehre nicht schlimm an, es ist etwa so, wie wenn unsereins Gymnastik macht. Dann reinigte sie alle Teile in einem Wasserbad, denn da war doch ziemlich viel Wüstenstaub in den Teilen des Gewehrs. Und dann in einem Ultraschallbad, denn da war immer noch etwas feinsten Staub. Und dann legte sie das Gewehr in ein Bad aus feinstem Feinöl (man kann sich streiten, ob Feinöl vegetarisch ist, ich würde sagen, ja). Dann rieb sie das Öl vorsichtig ab. Dann polierte sie die Einzelteile. Dann setzte sie sie zusammen. Dann rieb sie das zusammengesetzte Gewehr ab, und das alles ist vielleicht anstrengend zu lesen, aber es war noch viiiiiieel anstrengender, es zu machen.

Und es mit sich machen zu lassen, war auch anstrengend. Das Gewehr hatte doch etwas Angst, wie ich beim Zahnarzt, aber es passierte nichts Schlimmes (wie mir beim Zahnarzt, ich hab gute Zähne) und als es wieder sauber und trocken war, da fühlte sich das Gewehr wieder neu und jung, wie frisch vom Büchsenmacher.

Und Sagittaria Schütze nahm das Gewehr mit geübtem Griff in die Hand, probierte, wie es an der Schulter lag, zielte – und da erinnerte sich das Gewehr wieder an die Sache mit dem Reh und ihm wurde heiß, und es wurde rot.

„Ruhig, ruhig“, sagte Sagittaria (wir nennen sie jetzt beim Vornamen, wir kennen sie ja schon etwas). „Du bist ja noch nicht mal geladen.“

Das Gewehr war so verblüfft, dass es sofort wieder abkühlte. Es schüttelte sich (das ist bei Gewehren anders als bei uns, die zittern dann nur etwas). Und voller Verblüffung sprach das Gewehr laut aus, was es dachte, und auch das ist eine Fähigkeit, die ihm keiner zugetraut hätte:

„Du kannst ja reden!“

„Klar kann ich reden“, sagte Sagittaria. „Du doch auch.“

Darüber musste das Gewehr nachdenken. „Ja, aber – mit mir hat noch nie ein Mensch geredet!“

„Dich hat auch noch nie einer anständig gereinigt“, knurrte Sagittaria. „Verflixte Nachlässigkeit, kann ich gar nicht brauchen, so was.“

Und nun entspann sich eines jener weltgeschichtlich unheimlich wichtigen Gespräche zwischen Mensch und Werkzeug. Das Gewehr erfuhr eine Menge von Sagittaria. Es erfuhr, dass Gewehre viel falsche Vorurteile über Menschen hatten, die noch weitaus mehr können als Gewehre zu bauen und damit auf Bankangestellte zu ballern. Sagittaria erklärte dem Gewehr, dass auch Menschen Gefühle hatten, dass Lebewesen zu erschießen nicht der Hauptzweck der Menschheit ist, sondern nur der Hauptzweck von Idioten. Sie sagte all das kurz und knapp; gute Schützen machen nicht viel Worte.

„Ja, aber“, sagte das Gewehr, „Du benutzt doch auch Gewehre und das ist sogar dein Beruf. Da wärst du ja selber idiotisch?“

„Bin ich, bin ich; allerdings nur, wenn Männer im Spiel sind“, murmelte Sagittaria, aber das Gewehr war sich nicht sicher, ob es richtig gehört hatte.

Das Gewehr starrte vor sich hin, aus dem Fenster hinaus, dahin, wo am Horizont eine hässliche graue Wolke hockte. „Ich bin etwas Böses, das nur von Idioten benutzt wird“, sagte das Gewehr leise, wie zu sich selbst. „Niemand mag mich.“

Die Schützin sah auf. „ICH mag Gewehre. Gute Gewehre, meine ich.“

Das Gewehr spürte, dass da irgendwie eine Herausforderung in der Luft lag, aber es war immer noch zutiefst unglücklich. „Und ich bin zu nichts nütze.“

Und nun trat in das braungebrannte Gesicht der Schützin ein stahlharter Ausdruck, wie von eiskalter Entschlossenheit. Und sie sagte nur: „So?“

Und das Gewehr spürte, in diesem „so“ lag irgendwie eine Ankündigung.

Als es den riesigen Munitionskoffer sah, zu dem Sagittaria nun griff, wurde es allerdings geradezu besorgt.

Was sich nun auf dem privaten Schießplatz der Schützin abspielte, war einer der lautesten Krawalle, die jemals ein Gewehr mitgemacht hat, sämtliche Idiotenkriege der Menschheit eingerechnet. Das Gewehr musste soviel schießen, dass ihm ganz anders wurde, und die Schützin zielte, schoß, zielte und schoß mit so atemberaubender Geschwindigkeit und Präzision, dass das Gewehr knallrot wurde, aber nicht vor Scham, sondern vor Anstrengung. Wenn Sagittaria nachlud, ging das schnell wie ein geölter Blitz, so dass das Gewehr sich kaum erholen konnte, es kam sich vor wie ein Maschinengewehr, oder wie eine Nähmaschine. Sagittaria traf ins Schwarze von sechsundfünfzig Zielscheiben in diversen Entfernungen; dann schoss sie durch jedes Loch, dass sie in die Scheiben geschossen hatte, eine weitere Kugel, ohne die Ränder des Loches auch nur zu berühren; dann schoss sie eine Kugel hoch in die Luft und schoss sie mit einer weiteren Kugel wieder ab, als sie runterkam; sie schoss im Liegen, im Stehen, aus der Drehung, im Sprung, und jedesmal traf sie. Sie schoss auf grimmig aussehende Pappkameraden (das sind Puppen, die aussehen wie bewaffnete Gangster), und sie schoss der einen die Pistole aus der Hand, der nächsten den Abzug von der Pistole, einen schoss sie ins Arm, einen ins Bein, einem verpasste sie einen Streifschuss an die Schläfe, und alle diese Schüsse waren so, dass der Pappkamerad – wenn er ein echter Gangster gewesen wäre – nicht tot gewesen wäre, sondern nur vorübergehend kampfunfähig mit Aussicht auf baldige Genesung.

Dann schoss sie einen Schriftzug in eine große Pappwand, und mit 355 Schüssen schrieb sie das Wort „zielgenau“ in die Pappe. Sie schoss und schoss, und als ein einziges Mal ein Schuss daneben ging und das Gewehr in seinem Stress schon Angst bekam, da sagte sie nur: „Kannst nichts dafür. War mein Fehler.“

Und weiter ging´s, und das Gewehr wurde herumgewirbelt, angesetzt, abgesetzt, und die Betonwände des Schießplatzes gaben die Schüsse in einem dröhnenden, hall- und widerhallenden Echo zurück, das klang wie die Stimme eines wilden, ernsten Riesen.

Außer dem einen einzigen Fehlschuss trafen Sagittaria und das Gewehr jedesmal ganz genau, und als sie am Abend den Schießplatz verließen, knurrte sie dem Gewehr nur zu: „Zu nichts nütze, wie?“

Und das Gewehr spürte, dass es gelobt wurde, und für einen kurzen Moment fühlte es sich ein bisschen, als wäre es ganz und gar aus Gold, und das ist ein sehr gutes Gefühl für Gewehre.

Die nächste Zeit war ähnlich, nur noch anstrengender. Die Schützin hatte erkannt, dass das Gewehr ein sehr gutes Gewehr war, und jetzt fing sie an mit Ausprobieren. Sie versuchte Schüsse, die eigentlich unmöglich waren oder jedenfalls sehr sehr ungewöhnlich, und da beim Üben anfangs natürlich viel schief geht, und weil man dabei ja besser werden will, musste das Gewehr sich sehr anstrengen. Schießen ist Konzentration, und wenn das Gewehr abends nach Hause kam, fühlte es sich, na ja, es fühlte sich erschossen.

Zum Abendessen stellte ihm Sagittaria jedes Mal einen Teller Hülsenfrüchte hin, und als das Gewehr sich beim ersten Mal sehr darüber gewundert hatte, woher sie wohl wissen konnte, dass das Gewehr Vegetarier war, sagte sie nur: „Hab das Sonnenblumenöl an deinem Abzug bemerkt.“

„Aber woher weißt du gerade, WAS ich mag?“ stotterte das Gewehr, und bekam knapp zur Antwort: „Gewehre lieben halt Hülsenfrüchte.“

Sie war eben eine richtige Fachfrau, die sich auskannte mit ihrem Beruf.

Bald darauf begannen beide, aufzutreten, und sie waren ein rauschender Erfolg. Sagittaria erklärte, dass viele Menschen sich um Perfektion bemühten, und dass es ihnen half, wenn sie etwas Perfektes vorgeführt bekamen; und dass das Kunstschützendasein nur eine besonders interessante und eindruckliche Vorführung von Perfektion war. Das Publikum sah das offensichtlich auch so. Die Menschen klatschten und klatschten, und das Gewehr fing an, sich mit seinem Leben als Gewehr beinahe anzufreunden und sich weniger zu schämen, und das sagte es eines Abends zu Sagittaria.

Sagittarias Ausdruck wurde kurz sehr, sehr ernst. „Schäm dich niemals, für das, was du bist. Schäm dich nur, wenn du etwas Schlechtes tust. Mehr ist dazu nicht zu sagen.“ Das Gewehr fragte aber trotzdem weiter (Gewehre sind so, jedenfalls die guten). „Aber ich würde gern mal etwas Gutes tun! Wie kann ich das denn?“

Jetzt wurde der Ausdruck der Kunstschützin fast gefährlich. „Erstmal muss man im Kopf gut werden. Wenn die Gelegenheit dann kommt, dann handeln wir. Aber dafür muss man halt geübt sein.“

Und von da an wurde das Training des Gewehres noch härter. Bei all dem Üben und Schießen freundeten Sagittaria und das Gewehr sich aber sehr an. Sie wurden ein gutes Team, und wenn sie auf ein Ziel schossen, war es, als ob sie eine gemeinsame Seele hätten, die sich schnell und gelassen auf einen einzigen Punkt richtete. Dann eine Explosion, dann ein Treffer. Sie hatten beinahe nie Krach, außer wenn Sagittaria das Gewehr dabei erwischte, wie es ihr die Zigaretten wegrauchte; es rauchte nämlich gern. „Für Menschen ist das ungesund, für Gewehre nicht“, meinte das Gewehr, und obwohl es seiner Schützin sonst in allem gehorchte, in diesem Punkt war es äußerst eigensinnig.

Fünfter Schuss mit vielen Schüssen – und Schluss

Wie sich´s halt so ergibt, die Gelegenheit, etwas Gutes zu tun, kam rascher als gedacht. Das war, weil Antonio, Murat und Frieder an diesem speziellen Sonntagmorgen etwas extrem Unvorsichtiges geplant hatten. Sie wollten SCHLITTSCHUH laufen gehen. Verbotenerweise. Auf dem zugefrorenen See. Es war sehr früh am Sonntag, die Straße war menschenleer, es war über Nacht recht kalt geworden, kurz, die Bedingungen schienen prächtig für so richtig kriminelles Schlittschuhlaufen.

Der See lag im Park direkt hinter dem Wohnblock der Jungs, er war zugefroren, ziemlich groß und

ziemlich tief.

Ich will jetzt gar nicht groß rumnerven mit „die Eltern hatten es doch verboten und so“, Eltern verbieten viel, und nicht alles ist gleich lebensgefährlich. Aber das hier war lebensgefährlich, so gefährlich wie ein geladenes Gewehr in der Hand eines fuchtelnden Idioten.

Die drei Jungs liefen Schlittschuh, so richtig mit in die Kurve legen, mit schnellen, harten, olympiaverdächtigen Sprints und sehr schneidigen Vollbremsungen, sie rempelten sich lachend, schlitterten auf dem Hosenboden, und gerade als Sagittaria und das Gewehr zum Morgentraining vorbeikamen, hielten sie aufeinander zu, um so richtig cool alle aneinanderzuprallen wie Boxautos, sie knallten zusammen, lachten, und jetzt

brach das Eis.

Die drei Jungs waren sofort weg. Ich weiß nicht, ob du es weißt, wir haben jetzt weniger als drei Minuten, um die Kerls zu retten, die im Moment in einem Blasenwirbel unter der Eisdecke zappeln.

Sagittaria konnte nicht schwimmen, aber sie war fix. Sie riss sich das Gewehr von der Schulter, schrie es an: „So laut du kannst!!“ und sie schoss. Das Gewehr kannte Sagittarias Kommandoton, der anzeigte, wann es ernst wurde, und es hingte sich ziemlich rein. Es knallte so laut es konnte, es hatte die extragute Munition geladen, weil Sonntag war, und in wenigen Sekunden hatte das Gewehr so entsetzlich laut und furchterregend geschossen, dass Sagittaria bedauerte, den Ohrschutz nicht auf zu haben. Da kein rechter Schütze einen Schuss verschwendet, ballerte sie auf die Fenster einer nahen Juwelierhandlung. Ein Sirenton heulte auf, der das Gewehr unwiderstehlich an die Labskaus-Bank erinnerte.

Wie auf Bestellung gingen im kompletten Wohnhaus die Lichter an. Fenster wurden aufgerissen, aus denen knallrote Köpfe hervorkamen, die gerade Luft holen wollten, um loszuschimpfen, als sie eine bewaffnete Gestalt sahen, die wie von der Sehne geschneit zum See rannte. Im Vorbeirennen schlug sie mit ihrem Gewehrkolben noch einen Feuermelder ein, der ebenfalls losjaulte. Und drei ganz bestimmte Ehepaare aus dem Wohnhaus begriffen mit der Klarheit der Panik und ebenfalls in wenigen Sekunden, was das kaputte Eis auf dem See damit zu tun hatte, dass ihr Sohn nicht da war. Eltern sind so.

Sagittaria war eine unvergleichliche Läuferin. Im Hui war sie an der Einbruchstelle, zu der sie nach Art der Heckenschützen hinrobbte, Arme und Beine ausgestreckt, um ihr Gewicht zu verteilen. Einer der Jungs hing am Rand der Einbruchstelle, sie warf ihm das Gewehr zu, er griff reflexartig danach und sehr geschickt nutzte Sagittaria ihr größeres Gewicht aus und zog ihn von der Einbruchstelle weg. Sie gab ihm einen Schubs, damit er weg rutschte, zum Ufer hin. Dann rutschte sie zum Rand des Eislochs, steckte den Arm hinein – eiskalt – und erwischte einen Haarschopf, unter dem gerade ganz schön Muffesausen herrschte. Sie riss den Haarschopf herzlos nach oben, wobei einige Haare abgingen, aber sie bekam den Jungen raus.

„Der letzte. Wo ist der letzte?“ dachte Sagittaria gehetzt, und sie rutschte, immer noch flach ausgestreckt, auf dem Eis herum und versuchte, durchzuschauen. Dann sah sie was. Es war bunt, und es war still. Und es war zu weit von dem Eisloch weg. Unter der Eisdecke. Was jetzt passierte, war nur dem Training der unmöglichen Schüsse zu verdanken. Sagittaria zerschoss das Eis, und zwar so, dass die verdammte Mist-Eisdecke

(so dachte sie in dem Moment) sauber perforiert wurde und ein Rand entstand, ziemlich rund und gerade so, dass sie durchpassen würde. Risse erschienen im Eis rundrum. Sagittaria sprang hoch, schwang im Sprung das Gewehr an seinem Riemen hoch über ihren Kopf, und sie sprang mit aller Wut, die sie aufbringen konnte, mitten ins Zentrum der Einschüsse. Und eine runde Eisplatte brach weg, als wäre sie ausgestanzt, und Sagittaria verschwand im eisigen Schwarzblau des Seewassers. Das Gewehr verkeilte sich über dem Eisloch, und es gab Sagittaria Halt, so gut es konnte.

Im Wasser suchte Sagittaria mit ihren Scharfschützenaugen den bunten Umriss. Zeit, Zeit! So wenig Zeit! Sie fand ihn, und mit dem harten Griff ihrer Schützenhände griff sie irgendwo an die farbige, schlaffe Gestalt, und am Gewehrriemen zog sie sich zum Eis hoch, und sie wuchtete den Kopf des Jungen aus dem Wasser – und wenn in diesem Moment nicht die ersten Eltern gekommen wären, wäre sie trotz allem noch ertrunken, denn der bewusstlose Junge versperrte den Ausgang.

Nun war natürlich schwer was los, und alle wollten sich bedanken, bis auf den bewusstlosen Jungen, der das nicht konnte, weil sein Gehirn vorübergehend auf Urlaub war. Aber er wurde wieder, und er hatte Glück im Unglück, weil Sagittaria Arkebusa den beiden Jungs, die bei Bewusstsein waren, die Standpauke ihres Lebens verpasste, und auch wenn sie dabei das Gewehr aus der Hand legte und nicht schrie, vergaßen die zwei doch niemals diese schrecklich scharfen durchdringenden Augen, die sie fixierten, als würde das Zielfernrohr einer Riesenkanone gerade scharf gestellt.

Was gibt es noch zu erzählen? Das Gewehr traf später noch das bewusste Reh vom Beginn der Geschichte, allerdings diesmal nicht mit einer Kugel, sondern beim Waldspaziergang. Sagittaria war natürlich dabei – das Gewehr lief inzwischen nicht mehr allein herum, das wäre ihr nicht recht gewesen – und das Gewehr entschuldigte sich, und das Reh sagte zu ihm: „Nicht schlimm, du hast doch den Hirsch gerettet. Und ich bin wieder ganz gesund geworden.“ Alle drei verstanden sich sehr gut und spielten Skat bis in die Nacht. Und dabei aßen sie Salat.

Einige Zeit nach all diesen Geschehnissen übrigens, es war zufällig genau gestern, fand ein Wüsteninspektor das Warnschild, das das Gewehr damals am Wüstenrand aufgestellt hatte; du erinnerst dich, jene Tafel mit dem Hinweis: „zuviel Sand“. Er prüfte sorgfältig und stellte fest, dass die Wüste keineswegs zuviel Sand enthielt. Das kann natürlich auch daran gelegen haben, dass Sagittaria ein paar Säcke davon mitgenommen hatte, damals, mit ihrem Heißluftballon. Jedenfalls entfernte der Wüsteninspektor das Schild amtlicherweise, und ich habe von ihm die offizielle Genehmigung erhalten, der Allgemeinheit hiermit mitzuteilen, dass die Wüste ab sofort wieder geöffnet ist. Die Sandmenge ist völlig OK.